



MARIA W.
PETER

Die
Festung am
Rhein

HISTORISCHER ROMAN

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Zitat

Karten

Teil I - Mauern aus Raum und Zeit

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Teil II - Der Schatten des Ehrenbreitsteins

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Teil III - Der Stein der Ehre

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Teil IV - Verlorene Verräter

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Teil V - Der Duft der Freiheit

Kapitel 45

Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

Kapitel 49

Kapitel 50

Epilog

Nachwort

Glossar

Die Figuren der Handlung

Historische Persönlichkeiten

Dank
Auf den Spuren von Franziska und Rudolph – Reise- und
Stöbertipps

Über die Autorin

Maria W. Peter entdeckte bereits zu Schulzeiten ihr Interesse an Literatur und Geschichte. Sie hat Amerikanistik, Anglistik und Romanistik sowie Klassische Archäologie und Alte Geschichte studiert. Nach einem Fulbright-Stipendium an der *School of Journalism* in Columbia/Missouri hat sie ihren ersten historischen Roman geschrieben. Heute ist sie als freie Autorin tätig und pendelt zwischen dem Rheinland und dem Saarland.

Besuchen Sie die Autorin auch auf ihrer Homepage:

www.mariawpeter.de

oder auf Facebook:

www.facebook.com/mariawpeter

Maria W. Peter

DIE
FESTUNG
AM RHEIN

Historischer Roman

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn

Kartenillustration: Dr. Helmut W. Pesch, Köln

Titelillustration: © akg-images; © Richard Jenkins Photography

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München

eBook-Erstellung: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-3972-7

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

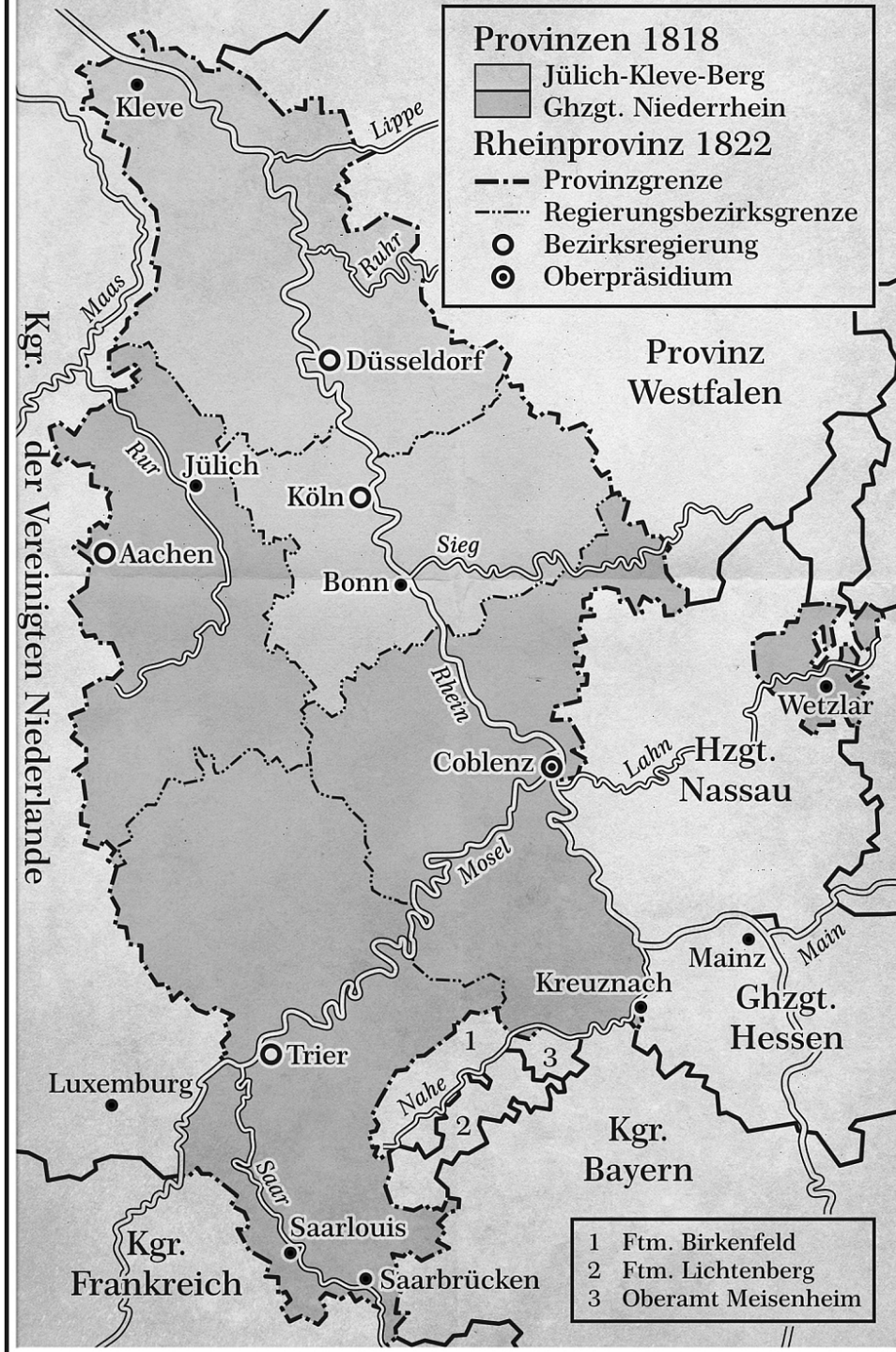
Für meinen Vater

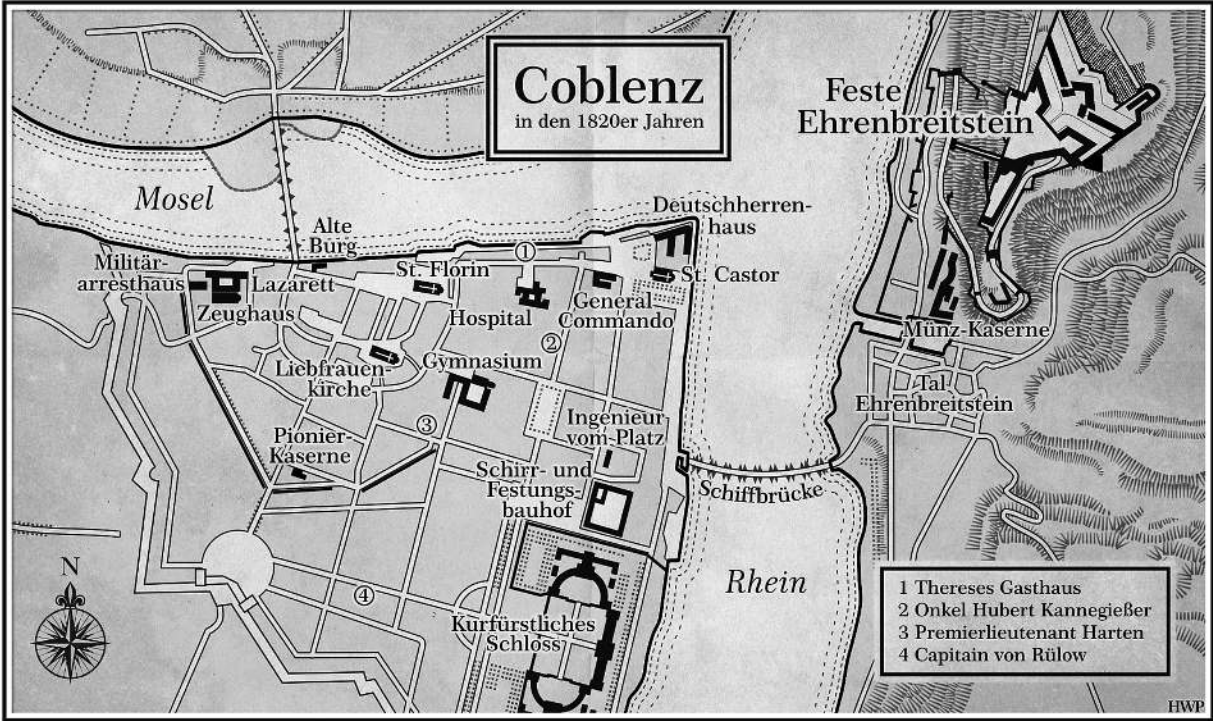
Wer sich als Kundschafter von dem Feinde brauchen lässt,
oder demselben Operationspläne, Festungsrisse,
oder andre dergleichen Nachrichten und Urkunden
mitteilt,
durch welche derselbe in stand gesetzt wird,
dem Staate zu schaden,
wird mit dem Galgen bestraft.(...).

Ein (...) Landesverräter soll zum Richtplatze geschleift,
mit dem Rade von unten herauf getötet,
und der Körper auf das Rad geflochten werden.

Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten

Die Rheinprovinz





TEIL I – MAUERN AUS RAUM UND ZEIT

Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich rief,
Am Abgrund grast das Reh,
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe –
O stille, wecke nicht! Es war als schlief
Da drunten ein unnennbar Weh.

Aus: »Die Heimat«, Joseph von Eichendorff

Zwischen Waterloo und Belle-Alliance, 18. Juni 1815

Nacht senkte sich über das Schlachtfeld, das sich wie ein Friedhof um ihn herum erstreckte. Ein nicht enden wollender Leichenhügel, aus dem sich das Wimmern und Stöhnen derer erhob, die dort inmitten der Toten lagen, zwischen Leben und Sterben, dem Grauen der Hölle.

Der Donner der Kämpfe dröhnte noch immer in seinen Ohren und vermischte sich mit den Schreien der Verletzten und Sterbenden, dem Rauschen seines Blutes, dem Rhythmus der Hufe unter ihm. Vorsichtig zog er das Pferd am Zügel, ließ es in einen langsamen Schritt fallen, als erlaube es der Rest des ihm verbliebenen Anstandes nicht, derart achtlos an den Gefallenen und Verwundeten vorbeizureiten. So weit wie möglich hielt er sich im Schatten, obgleich ihm auch das keinen wirklichen Schutz davor bieten würde, womöglich noch von einer verirrtten Kugel getroffen zu werden.

Oder von einem gezielt abgefeuerten Geschoss.

Einer Betäubung gleich legte sich Gefühllosigkeit über ihn, während sich in seinem Kopf die Bilder des Tages mit dem Anblick vermengten, der sich ihm jetzt bot. Schon hatten Plünderer sich aufgemacht, im Dunkel der Nacht das Gelände zu durchstreifen, die Toten ebenso zu berauben, wie diejenigen, die zwar verwundet waren, aber noch atmeten.

Noch ...

Wenn der nächste Morgen über diesen Landstrich Brabants heraufziehen würde, wären die wenigsten von ihnen noch am Leben. Dafür würden nicht nur die

unbehandelten schweren Wunden sorgen, sondern auch umherstreunende Soldaten, die mit dem Bajonett vielen ihrer Gegner den Todesstoß versetzten – aus unversöhnlichem Hass oder vielleicht auch aus Barmherzigkeit.

Er schluckte hart, schüttelte mit einer energischen Geste das Entsetzen ab, das ihn bei dieser Vorstellung überfiel.

Es war vorbei! Der Krieg, der Europa seit über zwanzig Jahren in seinen Klauen gehalten hatte, war vorüber. Hier auf diesen schlammigen Feldern hatte er sein Ende gefunden. Der Kaiser der Franzosen war geschlagen, vom nächsten Tag an wäre die Welt eine andere, Europa hätte ein neues Gesicht – zumindest glaubte man das im Lager der Briten, wo im Freudentaumel der Sieg gefeiert wurde, während rings umher Menschen aller Nationen unter Stöhnen, Schreien und Fluchen ihren Verletzungen erlagen.

Mit festem Schenkeldruck trieb er sein Pferd zu einer schnelleren Gangart an. Er wusste es besser: Nichts war vorbei. Schon einmal schien Napoleon Bonaparte endgültig geschlagen. Und doch war es ihm gelungen, sich wie ein Phönix aus der Asche wieder zu erheben.

Das Pferd fiel in einen leichten Galopp, dann preschte es davon, weiter, Richtung Süden, Richtung Grenze. Noch bestand eine Möglichkeit, dass die überlebenden Soldaten des französischen Kaisers sich ein weiteres Mal sammeln, ihre Kräfte bündeln und noch einmal gegen die nunmehr vereinigten Heere der Briten und Preußen marschieren würden. Grimmiger als zuvor, wie ein verwundetes Raubtier, das man in die Enge getrieben hatte.

Dieser Gedanke ließ sein Herz schneller schlagen, das Blut in seinen Adern pulsieren. Die nächtliche Landschaft flog an ihm vorbei, während die Hufe des Pferdes die weiche Erde aufwirbelten.

Es war die Nacht der letzten Entscheidung.

Die Gelegenheit für ihn, den Auftrag zu erfüllen, den man ihm anvertraut hatte. Er würde nicht versagen.

Die Müdigkeit war wie weggeblasen, als er sich dichter über den Hals des Pferdes beugte, wie ein Pfeil mit ihm durch die Nacht schoss, die Schrecken des Schlachtfeldes weit hinter sich ließ.

Ein Knall zerriss die Stille, Schmerz jagte durch seinen Körper und explodierte in seinem Kopf. Er konnte nicht mehr atmen, die Zügel entglitten seinen Händen.

Und er stürzte in tiefe Dunkelheit.

KAPITEL 1

Coblenz, Juni 1822

Blutrot stand die Sonne am westlichen Horizont, der sich bis tief hinein in die Eifel erstreckte. Ein milder Wind wehte von Mosel und Rhein her. Beinahe mutwillig zerrte er an ihrem Rock, den Bändern ihrer Schute und kühlte zugleich ihr Gesicht, das vor Erregung erhitzt war.

Ein Grüppchen Soldaten kreuzte ihren Weg. Die Männer bedachten sie mit anzüglichen oder herablassenden Blicken. Franziska ignorierte beides und eilte weiter.

Ich muss dich umgehend sehen. Heute Abend noch. Es ist wichtig.

Mehr hatte er ihr nicht mitgeteilt auf dem kleinen, fleckigen Zettel, den ein schmutziger Straßenjunge ihr überbracht hatte. Ein unbehagliches Gefühl überkam sie. Was konnte nur vorgefallen sein, das so wichtig war, dass er sich davor scheute, es zu Papier zu bringen?

Ihre Schritte beschleunigten sich, als sie das Generalkommando des VIII. Armeecorps passierte und die eng bebaute Castorgasse hinter sich ließ. Der Schein der Abendsonne lag über der Stadt und tauchte die zweitürmige, dem Heiligen Castor geweihte Kirche und das Deutschherrenhaus in warmes rötliches Licht. Der verblasste Glanz einer Epoche, in welcher die Trierer Kurfürsten gleichzeitig als geistliche und weltliche Herrscher hier in Coblenz residiert hatten. Eine Zeit, die vom Mittelalter bis hin zu jenem Tag reichte, als die französischen Truppen die Grenzen überquerten, um auch den deutschen Fürstentümern die Ideen ihrer Revolution zu bringen - und den Krieg.

Der Anblick des Rheins, der majestätisch vor ihren Augen vorbeizog, ließ Franziska kurz innehalten. Geblendet von dem Licht, das von den Wellen reflektiert wurde, blinzelte sie. Dann lief sie atemlos ein Stück am Fluss entlang, bis sie die von Schiffskörpern getragene Pontonbrücke erreichte, welche die Stadt Coblenz mit dem gegenüberliegenden Rheinufer und dem gewaltig aufragenden Felsplateau des Ehrenbreitsteins verband.

Schweigend passierte sie die dunkel uniformierten Wachposten und blickte zur anderen Seite hinüber. Ihre Augen streiften dabei die barocke Fassade der Münzkaserne, die zur kurfürstlichen Zeit als Verwaltungsbau gedient hatte und nun vom preußischen Militär genutzt wurde. Wie eine mahnende Erinnerung an eine frühere Zeit erstreckte sie sich mitsamt der prächtigen Stallungen entlang des rechten Ufers, unterhalb des Ehrenbreitsteins, wo gerade auf den Ruinen der ehemals kurfürstlichen Feste eine neue, eine preußische Zitadelle errichtet wurde.

Etwas seltsam Bedrohliches schien in der Luft zu liegen, schwer und dicht wie die Schwüle vor einem Gewitter. Alle Muskeln ihres Körpers spannten sich an, etwas in ihrem Inneren schrie *Gefahr!*, und trotz der angenehmen Abkühlung, die der Abend brachte, spürte Franziska, wie feiner Schweiß ihre Wirbelsäule hinabrann und vom Stoff ihres abgetragenen Kleides aufgesogen wurde.

Vereinzelt kamen Soldaten über die Brücke, einige langsam und schwerfällig, andere ausgelassen und mit flottem Schritt, als wären sie bereits von der bloßen Vorstellung, nun bald in das nächste Wirtshaus einkehren zu können, berauscht. Manch einer von ihnen ließ seinen Blick eine Weile auf Franziska ruhen, als wolle er abschätzen, ob sie zu den Frauen gehörte, die sich gegen Geld an die hier einquartierten Militärs verkauften, um den Dienern seiner Majestät manch schöne Stunde zu bereiten. Einer der Männer sprach sie an. Ein zweiter versuchte

sogar, ihren Unterarm zu greifen, doch ihr abweisendes Gesicht, ihre starre, unnachgiebige Haltung ließ ihn schnell in seinem Eifer erlahmen.

Gerade, als Franziska schon fürchtete, umsonst gekommen zu sein, sah sie ihn. Hinter zwei Kameraden kam er über die Schiffsbrücke. Das satte Berliner Blau seines Uniformrocks über der weißen Hose brannte in Franziskas Augen. Sein Gesicht war verschmutzt, seine Haare, die unter der Mütze hervorlugten, waren staubbedeckt und zerzaust. An seinem schleppenden Gang erkannte sie, wie erschöpft er war.

Als er das Ende der Brücke erreicht hatte, passierte er den Mautposten und trat ans Ufer. Dort blieb er einen Moment stehen und sah sich suchend um. Dann entdeckte er sie. Ihre Blicke trafen sich, und ein Lächeln erhellte sein Gesicht. Aufrichtig, aber ein wenig traurig.

Eine tiefe Wärme durchflutete Franziska, gefolgt von einem Gefühl der Besorgnis. Mit klopfendem Herzen eilte sie auf ihren Bruder zu, stand ihm gegenüber. Ihre Hand glitt in seine, dann beugte er sich vor, hauchte ihr einen Kuss auf die Wange. Ein kurzer Moment der Vertrautheit, trotz der preußischen Uniform, die wie ein Fremdkörper an ihm wirkte.

Noch immer.

Schließlich schob sie ihn eine Armeslänge von sich, um ihn zu mustern. Er hatte die gleichen schwarzen Locken wie sie, die gleichen feinen Gesichtszüge mit hohen Wangenknochen. Es war unverkennbar, dass sie Geschwister waren. Nur waren Christians Augen so dunkel wie die ihres Vaters, der aus dem südlichen Frankreich stammte, sie selbst dagegen hatte die hellen Augen ihrer Mutter geerbt.

»Fanchon.« Der Tonfall, mit dem er ihren französischen Kosenamen aussprach, klang erleichtert, fast wie ein Aufatmen. »Schön, dass du kommen konntest.«

»Du kannst dich immer auf mich verlassen.«

»Daran würde ich nie zweifeln.«

Franziskas Zunge strich über ihre trockenen Lippen, bevor sie die Frage stellte, die sie bereits den ganzen Tag umgetrieben hatte. »Was ist geschehen. Weshalb ...?«

»Sch ... nicht hier.« Mit einer knappen Bewegung des Kopfes schnitt Christian ihr das Wort ab.

»Hast du Hunger?« Die Anspannung ihres Bruders bereitete Franziska mehr Sorgen, als sie ihm zeigen wollte. »Möchtest du irgendwo einkehren?«

Heftig schüttelte er den Kopf. »Nein, ich habe den ganzen Tag auf der Baustelle verbracht, ich brauche jetzt saubere Luft und ... den freien Himmel.«

»Sollen wir lieber hierbleiben, am Rhein?«

Ein kurzer, gehetzter Blick über die Schulter, als fürchtete er, verfolgt zu werden. Dann nickte Christian. »Ja. Lass uns ein Stück spazieren gehen.«

Rasch hatte er sie am Arm gefasst und sich flussaufwärts gewandt. Ihre Unruhe steigerte sich bei jedem Schritt, den sie am Rhein entlanggingen. Sie wollte Christian festhalten, ihn fragen, was los sei, weshalb er so dringlich nach ihr geschickt hatte, aber sie schwieg. So gut kannte sie ihn, dass sie wusste, er würde erst reden, wenn er dazu bereit war. So war er immer schon gewesen, ihr kleiner Bruder. Still, nachdenklich, und nie ein unüberlegtes Wort zum falschen Zeitpunkt. Ganz anders als sie selbst, bei der die Zunge bisweilen schneller war als die Vernunft.

Endlich hatten sie eine ruhige Stelle erreicht und blieben unweit der Baustelle vor dem ehemals kurfürstlichen Schloss stehen, wo gerade ein Teil der neuen Stadtbefestigung errichtet wurde. Das Ufer davor war jedoch noch unverbaut, ein paar Fischer hatten dort ihre Netze zum Trocknen ausgespannt. Gleichmäßig und glitzernd zog der Rhein wie ein breites, endloses Band an ihren Augen vorbei. Lastschiffe, Kähne und kleine Fischerbote schaukelten, für die Nacht in Ufernähe vertäut,

auf dem Wasser. Einen Moment musste Franziska die Lider schließen, so sehr blendeten sie die kleinen goldroten Flammen, die auf den Wellen züngelten und das Licht der Abendsonne widerspiegelten.

Stumm hatte Christian sich ins Gras gesetzt, zog sie zu sich herunter. Nun starrte er regungslos auf die Wasseroberfläche, als sähe er darin etwas, das nur er wahrnehmen konnte oder als suche er nach den richtigen Worten, um von dem zu sprechen, was ihn bewegte.

Franziska konnte nicht verhindern, dass ihr Herz heftig zu klopfen begann. Vorsichtig legte sie ihre Hand auf seinen Unterarm. »Christian, was ist?«

Ruckartig wandte er sich ab.

»Ist etwas vorgefallen? Gab es ... gab es wieder Ärger? Hat man dich kujoniert wegen deiner ... wegen unserer Herkunft?«

Er schwieg weiterhin.

»Wurdest du schlecht behandelt?« Franziskas Mund wurde trocken, wenn sie daran dachte, was ihr Bruder durchzustehen hatte, seit ihr Onkel dafür gesorgt hatte, dass er auch tatsächlich als Wehrpflichtiger eingezogen wurde. Nicht nur die alltägliche Härte, Willkür und Disziplin, sondern auch den Spott und die Verhöhnung, weil er der Sohn eines französischen Offiziers war. Dazu noch eines gefallenen Offiziers, eines Mannes, der sieben Jahre zuvor in der entscheidenden Schlacht von Belle-Alliance sein Leben für den Kaiser von Frankreich geopfert hatte. »Hat Feldwebel Bäske dich wieder ...«

Heftig fuhr er herum. »Was weißt du von unserer Mutter?«

Franziska blinzelte überrascht. »Von unserer Mutter, wieso?«

»Hattest du in der letzten Zeit irgendeinen Kontakt zu ihr?« Seine Stimme klang gepresst.

»Natürlich.« Verwirrt schüttelte Franziska den Kopf. »Das heißt, ich hab ihr geschrieben. Du weißt doch, dass

ich, wenn immer möglich, einen Brief nach Cöln schicke. Aber warum ...« Als sie flussabwärts schaute, sah sie, dass drei Uniformierte in ihre Richtung kamen. Unwillkürlich verkrampfte sie sich. Was sie mit ihrem Bruder zu besprechen hatte, ging nur ihn und sie etwas an. Sie brauchten keine Zuhörer.

»Also, warum fragst du nach Maman?« Sie hatte die Stimme gesenkt.

Christians Blick flackerte. »Unser Vater ... nun ...« Er schluckte. »Was weißt du über seinen Tod?«

»Seinen Tod?« Franziska flüsterte. »Das, was Maman uns damals erzählt hat. Und ... Was ist?« Sie spürte, wie ihre Hände feucht wurden.

Ihr Bruder wandte den Blick ab, sah zum gegenüberliegenden Rheinufer und schwieg. Die Soldaten waren näher gekommen, ihre Schritte knirschten leise auf dem Untergrund von Gras und Kies.

»Christian, *qu'est-ce qu'il y a?*« Sanft strich Franziska ihm über die Wange.

Endlich sah er sie wieder an, und ein gequälter Ausdruck stand in seinem Gesicht. »Der Krieg, damals, diese Schlacht ...« Tief atmete er ein, als wappne er sich. »Womöglich gibt es Dinge, die ...«

»Da ist der Verräter!« Wie ein Pistolenschuss krachte der Satz über das abendliche Rheinufer, zerriss die angespannte Stimmung und ließ Franziska auffahren.

Die drei Uniformierten, die sie zuvor nur am Rande wahrgenommen hatte, eilten auf sie zu. Noch ehe sie verstand, was geschah, hatte der Erste sie erreicht und legte Christian die Hand auf die Schulter.

»Pionier Berger, Sie sind verhaftet wegen Diebstahls und Geheimnisverrats.«

Einen Moment lang schien Christian wie vom Donner gerührt und keiner Bewegung fähig. Doch dann kam wieder Leben in ihn. Er stieß den Soldaten mit einem Ruck zur Seite und rannte los.

Die anderen beiden schnitten ihm den Weg ab, ergriffen ihn und warfen ihn zu Boden. Sie rissen ihm die Arme auf den Rücken und begannen, ihn mit einem festen Strick zu fesseln.

Das alles war so schnell gegangen, dass Franziska vor Schreck wie gelähmt war, unfähig, etwas zu sagen oder auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Dann aber packte sie den Mann, der ihr am nächsten stand, am Arm. »Was tun Sie da? Lassen Sie ihn los!«

Ruckartig drehte sich dieser zu ihr um und stieß sie dabei mit einer solchen Wucht von sich, dass sie beinahe gestürzt wäre. »Wagen Sie es nicht, Fräulein!«, knurrte er. Der Blick, den er ihr zuwarf, war bedrohlich. »Und was Ihren Liebsten da angeht, der kann sich auf eine schöne blanke Kugel gefasst machen. Am besten, Sie verabschieden sich schon mal von ihm.«

Fassungslos starrte Franziska ihn an. »Was hat das alles zu bedeuten? Was wollen Sie von ihm?« Aus den Augenwinkeln nahm sie wahr, wie die beiden anderen Christian auf die Füße zerrten.

»Ihr Liebediener hier hat einige brisante Informationen aus dem Bureau Capitain von Rülows geklaut und gegen klingende Münze an die Franzmänner verscherbelt ...«

Franziska hörte, wie ihr Bruder bei diesen Worten scharf die Luft einsog, und ihr war, als würde der Boden unter ihren Füßen weggezogen.

»So ein Verhalten sieht man nicht gerne bei uns, Fräulein. Ihr werter Herzensfreund wird sich dafür also verantworten müssen. Einen schönen Tag noch.«

Mit diesen Worten gab er den beiden anderen einen Wink, Christian abzuführen. Eisige Panik schlug über Franziska zusammen. »So etwas hat er niemals getan!« Ungläubig und zitternd vor Wut, stolperte sie an dem Soldaten vorbei und versperrte ihm den Weg. »Mein Bruder ist kein Dieb!« Und etwas leiser fügte sie hinzu: »Und er ist auch kein Verräter.«

Ein kaltes Lächeln traf sie. »So, so, der Herr Bruder also. Na, wen kümmert's? Und das andere wird der Auditor herausfinden, und der wartet nicht gerne. Also, los, aus dem Weg!«

Einen Augenblick blieb Franziska wie festgewachsen stehen. Ihr Atem ging heftig, ihr Herz schlug zum Zerspringen. Doch sie war nicht bereit, Christian diesen drei Kerlen zu überlassen. Schon gar nicht mit einer solch himmelschreiend falschen Anklage!

Gerade wollte sie ihre Röcke raffen, um zu den Männern aufzuschließen, als Christian sich umwandte. Fast unmerklich schüttelte er den Kopf, seine Augen fixierten sie. Lautlos formulierten seine Lippen das Wort *non*.

Geh nach Hause!, bedeutete er ihr stumm. *Schnell, du kannst nichts ausrichten.*

Wie von einem Schlag getroffen, fuhr Franziska zurück. Was in aller Welt ging hier vor? Noch ehe sie weiter darüber nachdenken konnte, rissen die Soldaten ihren Bruder herum und zerrten ihn in Richtung Stadt.

Überrumpelt und völlig unschlüssig, was sie nun unternehmen sollte, sah sie ihnen nach, bis die Männer mit Christian hinter der halb errichteten Stadtmauer verschwunden waren.

*

Schweigend stand Premierlieutenant Rudolph Harten an der Schlucht. Das Gewicht auf das rechte Bein verlagert, den anderen Fuß auf einem Felsbrocken abgestützt, glitt sein Blick in die Tiefe – bis hinunter zu dem Fluss, der unbeirrbar und majestätisch weit unter ihm einherströmte – ein bleifarbenes Band, gesprenkelt von hellen Blitzen der Abendsonne. Dann schaute er hinüber zu der Stelle, wo von Südwesten her die Mosel in einem Bogen in den Rhein mündete. Auf dem fast rechtwinkeligen Dreieck zwischen den beiden Flüssen erhoben sich neben

anderen alten Häusern, Klöstern und Resten der früheren, halb abgetragenen Stadtbefestigung auch mehrere zweitürmige Kirchen sowie das ehemalige Deutschherrenhaus, die erste Niederlassung des Deutschen Ordens im Rheinland, das neuerdings als Proviantmagazin genutzt wurde.

All diese Gebäude, sie waren verblichene Symbole einer seit dem Mittelalter bestehenden Verbindung kirchlicher und staatlicher Macht – verkörpert durch einen Fürstbischof, der über Jahrhunderte das Land zwischen den Kurfürstentümern Cöln und Mainz, zwischen dem Herzogtum Luxemburg und der Kurpfalz regiert hatte, im Namen seines Kaisers, schlimmer noch, im Namen eines römischen Papstes. Eine Allianz zwischen Katholizismus und einer von den Bewohnern hier über Jahrhunderte hinweg mit der Muttermilch eingesogenen Tradition. Allein der Gedanke daran verursachte Rudolph Magengrimmen.

Das Licht der untergehenden Sonne wurde flammend von den alten Mauern und Bauwerken der Stadt reflektiert, während der restliche Himmel zu einem matten Grau erblasste.

Ein seltsames Land, dieses Rheinland, versponnen, voller Widersprüche, dabei urtümlich und kraftvoll. Trotz aller Vorbehalte von beiden Seiten würde Seine Majestät König Friedrich Wilhelm III. von Preußen nicht mehr darauf verzichten wollen, es als Teil seines Reiches zu besitzen. Verfügte es doch über den strategischen Vorteil, direkt an die Grenzen seines erbittertsten Gegners zu stoßen: *Frankreich*. Und wenn das Königreich Preußen seine hart erkämpfte Vormachtstellung in Europa nicht nur behalten, sondern weiter ausbauen wollte, tat es gut daran, diese Grenzen nicht aus den Augen zu verlieren.

Weder seine Grenzen noch die Bewohner dieses fast zwanzig Jahre lang zu Frankreich gehörenden und erst vor wenigen Jahren preußisch gewordenen Gebietes.

Die Rheinländer, im Herzen wein- und bierselige Katholiken, die einerseits nicht bereit waren, irgendeine Macht der Erde über die ihres Bischofs zu stellen, und in deren Köpfen andererseits noch immer revolutionäres Gedankengut herumspukte. Gefährliche Ideale wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, mit denen die französischen Truppen halb Europa zu überschwemmen versucht hatten. Dabei hatte es ihr Feldherr Napoleon Bonaparte mit den republikanischen Tugenden nicht immer so genau genommen und sich sogar selbst zum Kaiser gekrönt, zum *Empereur*. Es war nur rechtens, dass er gescheitert war. Wahre Macht konnte lediglich von einem legitimen Herrscher ausgehen, einem, der von Gottes Gnaden dazu auserwählt war. Früher oder später würden auch diese Sturköpfe am Rhein das endlich einsehen müssen. Und wenn nicht freiwillig, dann unter Anwendung von Gewalt. Schon hatte man damit angefangen, junge Männer aus den neuen Provinzen hier in den Dienst des preußischen Königs einzuberufen. Das waren zwar nur erste Schritte, dennoch war es der richtige Weg, diese und die nächste Generation dauerhaft an Seine Majestät zu binden, und zugleich an die Tugenden von Disziplin und Ordnung zu gewöhnen. *Die Zukunft*.

Lautlos ließ Rudolph Luft aus seinen Lungen entweichen. Hinter ihm erhob sich das Symbol dieser neuen Zeit. Die preußische Feste Ehrenbreitstein. Stein für Stein wuchs sie täglich weiter heran, zementierte den neuen Herrschaftsanspruch am Rhein, die neue Macht, die das vor ihnen liegende Jahrhundert zu beherrschen gedachte.

»Herr Leutnant!«, drang eine atemlose Stimme an sein Ohr. »Herr Leutnant!«

Sogleich war Rudolph wieder im Hier und Jetzt. Noch einmal glitt sein Blick über die Rheinebene und die glutrote Sonne, die unterdessen fast hinter dem Horizont versunken war. Dann straffte er sich und wandte sich dem

Ankömmling zu, der sich ihm in schnellen Schritten näherte. Trotz der stechenden Schmerzen in seinem Bein – eine beständige Erinnerung an den letzten Krieg gegen Frankreich – stieg Rudolph behände über den felsigen, mit Gestrüpp überzogenen Hang. Kaum merklich hinkend ging er dem jungen Soldaten entgegen, der wenige Schritte vor ihm zum Stehen kam und pflichtschuldig salutierte.

»Erstatte Meldung, Herr Leutnant!« Das Gesicht des Burschen war gerötet, sein Atem ging stoßweise, als wäre er gelaufen. »Wir haben den Spion!«

Rudolphs Puls beschleunigte sich.

»Gerade wurde er gefasst und im Militärarresthaus festgesetzt. Erwarte Ihre Befehle, Herr Leutnant.«

Ein, zwei Atemzüge lang erwiderte Rudolph nichts. Er blickte über die Schulter des aufgeregten jungen Soldaten hin zu der im Bau befindlichen Feste, die ihm mehr bedeutete, als er auszudrücken vermochte – und er spürte die Gefahr, die über dieser schwebte. Dann wandte er sich ruckartig um. »Bring mich zu dem Gefangenen. Sofort!«

»Jawohl, Herr Leutnant.«

Und während er dem Soldaten den Weg hinab ins Tal folgte, fragte er sich, was er dort erfahren würde.

KAPITEL 2

»Et es einfach unfassbar! Völlig ...« Hubert Kannegießer schnaubte wie ein Stier vor dem Angriff und suchte nach den richtigen Worten, um seiner Empörung Luft zu machen. »En Skandal!«

Mit zusammengepressten Lippen starrte Franziska auf ihre Fußspitzen, während ihr Onkel einem wild gewordenen Feldweibel gleich vor ihr auf und ab marschierte. Dabei polterte er so laut, dass selbst die faule Küchenkatze, die sonst gerne zu seinen Füßen herumstrich, bereits zu Beginn seiner Tirade fluchtartig die Kammer verlassen hatte.

»Aber hann ich et net immer gesagt? Schon damals, als ich euch zwei zu mir ins Haus gelassen hann. Franzosenbrut! Dat konnt ja nur Unglück bringen! Die Frucht dieser Unmoral in meinem ehrbaren ...«, wieder fehlten ihm offenbar die Worte, »in meinem ehrbaren Hause aufzuziehen. Wat fier en Schand!«

Gerne hätte Franziska ihrem Onkel eine scharfe Antwort entgegengeschleudert. *Unmoral!* Schande ... Wie sie es hasste, wenn er so über sie redete, über ihre Familie, ja schlimmer noch, über seine eigene Schwester, ihre Mutter. *Skandal.* Was verstand er denn schon davon? Ihre Mutter hatte ihren Vater aufrichtig geliebt. Ehrlich und hingebungsvoll bis zu seinem Tod. Und er hatte sie auch geliebt, ebenso ihre beiden gemeinsamen Kinder. Was war daran verwerflich, dass ihr Vater ein französischer Offizier gewesen war, den es mit den Revolutionstruppen an den Rhein verschlagen hatte?

»En Schlang hann ich an meiner Brust genährt, hierste? En Schlang! Und wat es der Dank für meine

Gutmütigkeit?« Der Zorn ließ das Gesicht des Maurermeisters noch dunkler anlaufen. »Dein Bruder hat nix Eiligeres zu tun, wie mich schlecht zu machen. Mich und mein ganzes anständiges Gewerbe.«

Franziska wusste, dass es sinnlos war, ihm zu widersprechen. Es hätte ihn nur noch rasender gemacht, und er hätte sie womöglich aus dem Haus geworfen. Ihr Onkel gehörte zu der Sorte Menschen, die Argumenten der Vernunft nur selten zugänglich waren, besonders dann nicht, wenn er gerade einen seiner gefürchteten Wutausbrüche hatte.

Stumm stand Franziska vor ihm, die Fäuste in hilfloser Wut geballt. Sie wartete darauf, dass sich die Wogen glätteten und sie endlich Gelegenheit hätte, das zu tun, weshalb sie ihn unmittelbar nach Christians Verhaftung aufgesucht hatte: Sie wollte ihn um seine Hilfe bitten. Darum, dass er seine Beziehungen zum preußischen Ingenieurcorps nutzen möge, um sich für ihren Bruder, seinen Neffen, zu verwenden. Immerhin lebten sie seit knapp sechs Jahren unter seinem Dach. Seit dem Ende des Krieges, seit jenem Tag, da ... Ein harter Griff an ihren Schultern ließ sie schmerzhaft zusammenzucken.

»Weißte, wat dat bedeutet?« Ihr Onkel schüttelte sie so heftig, dass ihr die Tränen in die Augen schossen. »Wenn die Preußen dahinterkommen, dat et ausgerechnet *mein* Neffe es, der wegen Landesverrats füsiliert werden soll, mein eigener verfluchter Bastardneffe ...« Hubert Kannegießer keuchte so heftig, dass er einen Moment lang kein Wort herausbrachte. »Dann war dat mein letzter Tag, an dem ich für die da oben einen Stein auf den anderen setzen durfte.«

Fassungslos starrte Franziska ihn an. »Das ist es also, worum du dich sorgst«, stieß sie gepresst hervor. »Deine Karriere, dein ... dein ... Profit beim Bau dieser vermaledeiten Festung. Während der Sohn deiner Schwester in irgendeinem dreckigen Loch einsitzt und

darauf wartet, vor ein Erschießungskommando gestellt zu werden.«

Der Finger, den ihr Onkel ihr entgegenstreckte, berührte fast ihre Nase. »Diese ›vermaledeite Festung‹, wie du se nennst, sichert uns unseren Unterhalt, dat Dach überm Kopp und dat täglich Brot auf dem Tisch, an den du dich jeden Abend setzt. Vergiss dat net!«

Franziska biss sich auf die Zunge, um nichts Unüberlegtes zu sagen. Zugleich war sie überzeugt, nie wieder auch nur ein Stück Brot von den Tellern ihres Onkels nehmen zu können. Judaslohn! Sie schluckte, während sie krampfhaft überlegte, wie sie Hubert Kannegießer doch noch überzeugen könnte, einmal, ein einziges Mal, das Wohl der Familie über seine eigene Gewinnsucht zu stellen.

»Deshalb solltest du«, begann sie vorsichtig, »umso mehr Interesse daran haben, dich für Christians Freilassung einzusetzen, damit er seine Unschuld beweisen kann.«

Ein unwirsches Knurren war die Antwort.

»Denn je schneller *dein* Neffe aus der Haft entlassen wird, je schneller sein Name von jeglichem Verdacht gereinigt wird, desto besser für deine Beziehungen zur Kommandantur und dem Ingenieurcorps.«

»Dafür kann der Nixnutz gefälligst allein sorgen! Er hat den Karren selber in den Dreck gefahren, also soll er auch schauen, wie er ihn wieder rauszieht.« Noch immer aufgebracht stapfte Hubert Kannegießer zum Küchentisch, griff den bereitstehenden Krug, der bis zum Rand mit Bier gefüllt war, und goss es so heftig in einen klobigen Becher, dass es überschäumte und ihm sprudelnd über die Hand lief. Ohne darauf zu achten, setzte er ihn an und nahm einen kräftigen Schluck. Mit dem Unterarm wischte er sich über den Mund, ehe er fortfuhr. »Seit dein Bruder in diesem Haus lebt, hat er nix wie Ärger gemacht. Faulheit, Aufsässigkeit, um net zu sagen schiere Dummheit! Und

jetzt, wo ihm die Armee die Möglichkeit geboten hat, trotz seiner, sagen wir, *anrühigen* Herkunft, was Sinnvolles für König und Vaterland zu tun und in den preußischen Militärdienst einzutreten, hat er nichts Eiligeres zu tun, als sich und seine ehrbaren Angehörigen, die so viel für ihn getan haben, in Verruf zu bringen.«

Vaterland! Nur mit Mühe konnte Franziska ein bitteres Lachen unterdrücken. Welches Vaterland sollte das denn sein? Preußen, für das die neuen Provinzen am Rhein, die ihm auf dem Wiener Kongress 1815 zugesprochen worden waren, ein sehr zweifelhaftes Geschenk bedeuteten? Ein Geschenk, von dem man in Berlin nicht wusste, ob man sich darüber freuen oder es lieber hätte ablehnen sollen. Preußen, dessen Armee noch wenige Jahre zuvor der des damals französischen Rheinlandes feindlich gegenübergestanden hatte. Und einer dieser preußischen Soldaten – die Erinnerung daran schmerzte Franziska noch immer – hatte dem Leben ihres Vaters mit seiner Muskete oder seinem Bajonett ein blutiges Ende bereitet.

Stöhnend ließ sich Hubert Kannegießer auf einen der Holzstühle sinken, die unter seinem massigen Körper knarrten. »Ich jedenfalls werde keinen Finger für ihn rühren. Am Ende heißt es noch, ich dat mit dem Kerl unter einer Deck stecken, und er hat die Informationen, die er da verscherbelt hat, von mir. Vergiss es! Dein unfähiger Bruder muss selber sehen, wie er aus der Sache wieder rauskommt.«

»Onkel Hubert!«

»Das ist mein letztes Wort!«

»Aber Onkel ...«

»Nichts da!« Schneller, als man es ihm bei seiner Körperfülle zugebraut hätte, war er wieder aufgesprungen und hatte sich vor ihr aufgebaut. »Und nun verschwinde mir aus den Augen, bevor mich meine Gutmütigkeit reut und ich dich aus dem Haus werfe. Dann kannst du sehen, wer dich durchfüttert oder ...« Seine Zähne knirschten, als er